

Tabuisieren?

Wieder einmal wurde ein Auftritt Peter Singers in Deutschland verhindert

Schon wieder der Fall „Singer in Deutschland“, eine weitere Episode in der langen Geschichte abgesagter Veranstaltungen und Vorträge, geplatzter Auftritte. Anfang April zogen auch die Veranstalter eines internationalen Kongresses „Fundamentalismus und Beliebigkeit in Wissenschaft und Therapie“, der Anfang dieses Monats in Heidelberg stattfindet, ihre Einladung an den australischen Moralphilosophen zurück. Zähneknirschend: Man habe Peter Singer eingeladen, obwohl man seine Ansichten nicht teile, und ziehe die Einladung zurück, obwohl man dies für einen falschen Schritt halte. Jedoch befürchtete man über legitimen Protest hinaus auch gewalttätige Störungen.

Begonnen hat die Debatte um Thesen und Person Singers in Deutschland 1989, als die „Bundesvereinigung Lebenshilfe“ den Ethiker – der in seinem Buch „Praktische Ethik“ (dt. 1994) die Auseinandersetzung mit den moralischen Grundlagen des Tötungsverbotens u. a. an den Problembereichen Abtreibung und Euthanasie ausführt – zu einem Symposium nach Marburg eingeladen hatte, diese Einladung aber unter massivem Druck vor allem von seiten verschiedener Behindertengruppen und -zusammenschlüsse zurückzog (vgl. HK, November 1989, 506 ff.). Später mußten Seminare an deutschen Hochschulen ausfallen, die Singer auf der Literaturliste hatten, oder sie wurden gestört und zum kommunalen Politikum. Im Frühjahr 1993 zog der Suhrkamp Verlag eine bereits angekündigte Übersetzung des von Singer und Helga Kuhse 1985 veröffentlichten Buchs „Should the Baby Live? The Problem of Handicapped Infants“ zurück, in dem – unter ausführlicher Darstellung

klinischer Einzelfälle – das in der „Praktischen Ethik“ erarbeitete Konzept auf das Problem schwerstgeschädigter Neugeborener angewandt wird. Der Verlag begründete seinen Rückzug mit dem Hinweis, seine Mitarbeiter nicht gefährden zu wollen. Der Erlanger Harald Fischer Verlag erwarb daraufhin die Rechte.

Peter Singer ist in Deutschland schon längst zum Symbol geworden: Für die einen ist er der Propagandist einer geschmacklosen, geschichtsvergessenen und überdies aktuell gefährlichen Euthanasie-Debatte, der Initiator einer Neuauflage der „Lebenswert-Lebensunwert-Diskussion“. Anderen gilt der auch schon als „Krüppel-Killer“ diffamierte als Musterschüler eines Utilitarismus, der sich auf eine herz- und gottlose, alle Lebensbereiche durchdringende und das Leben selbst gefährdende Kosten-Nutzen-Ideologie reduzieren läßt. Mit der deutschen Vergangenheit argumentieren dabei nicht nur die protestierenden Gegner: Einige der Anwälte, die auf die Diskussion der Thesen Singers drängen, geißeln den Ruf nach Zensur und Einschränkung der Redefreiheit als typische und wohlbekanntes deutsche Tradition.

Außer Frage steht: Die als „mörderisch“ gebrandmarkten Schlußfolgerungen des ethischen Konzeptes Singers sind provokant und mitunter kaum erträglich. Das Lebensrecht ist bei ihm an die Eigenschaft, Person zu sein, gekoppelt. Diese Eigenschaft aber ist für Singer unabhängig von der Zugehörigkeit zur Spezies Mensch: Person ist, wer Selbstbewußtsein besitzt. Das Tötungsverbot besteht demnach nur gegenüber Wesen, die einen Lebenswunsch, ein Lebensinteresse besitzen. Die Vorstellung von der „Heiligkeit“ des Lebens bestreitet Singer ebenso, wie er darauf insistiert, daß es durchaus möglich ist, ein Leben, das wert ist, gelebt zu werden, von einem zu unterscheiden, für das dies nicht gilt. Im Kapitel „Euthanasie“ der „Praktischen Ethik“ schreibt er: Seine Schlußfolgerungen würden viele Leser schockieren, denn sie verletzen „eine

der grundlegendsten Lehren der westlichen Ethik – nämlich daß es ein Unrecht sei, unschuldige menschliche Wesen zu töten“ (200).

Am Fall Singer sind jedoch nicht nur die Thesen des Moralphilosophen problematisch. Auch die Vorstellung, die Diskussion über solche Positionen etwa durch Rede- oder Einreiseverbote unterbinden zu können, wirkt absurd. Die Fixierung auf Singer, die Personalisierung der Debatte und die versuchte Tabuisierung, die höchstens die dringend gebotene Kritik und deren Verbreitung verhindern, nähren eine gefährliche Illusion: bei solchen Thesen handle es sich nur um die willkürlichen Konstrukte eines Wirtkopfes. Gleich welche Schlußfolgerungen Singer auch ziehen mag und wie anfechtbar im einzelnen diese auch immer sind – den Ausgangspunkt bilden konkrete *Folgeprobleme der Intensivmedizin*, die nach einer breiten moralphilosophischen Diskussion verlangen. Wie sehr auch lange Zeit als unantastbar geltende moralische Grundlagen bei der aktuellen bioethischen Diskussion zur Diskussion stehen, konnte gerade die Auseinandersetzung um den Entwurf der Bioethik-Konvention im Europäischen Parlament zeigen (vgl. HK, Januar 1995, 11 ff.).

Wer aber verlangt, daß die von Singer, aber keineswegs nur von ihm angesprochenen Themen diskutiert werden, muß zugleich auf größte Sensibilität drängen gegenüber den *Gefühlen von Behinderten* und ihren Angehörigen – im Seminarraum oder Vorlesungssaal ebenso wie in der öffentlichen Debatte. Von diesen zu erwarten, derart provokante Thesen nur auf der Ebene des „ruhig und friedlich vorgebrachten philosophischen Argumentes zu betrachten“ (Peter Singer), ist viel, zu viel verlangt. Unabhängig davon, wie man das Verhältnis zwischen öffentlicher und akademischer Debatte und damit Wissenschaftsfreiheit, Rede- und Meinungsfreiheit überhaupt einschätzt, bleiben aber zwei Fragen: Warum müssen oder können Behinderte in den Thesen

eines Moralphilosophen eine solche Bedrohung sehen? Und: Welche Vorstellungen von unserer Gesellschaft grassieren in den Köpfen derer, die solche Thesen als gefährlich für das öffentliche Meinungsklima betrachten? Wer die moralischen Grundlagen bedroht sieht, die unser Handeln gegenüber Behinderten oder allgemeiner noch Schwächeren, Benachteiligten und sozial Abhängigen geprägt haben, muß alles daran setzen, diese durch sein Denken und Handeln zu verteidigen. Wer begründet befürchtet, zumindest Teile dieser Gesellschaft warteten nur auf die akademische Legitimation von der Art der Singerschen Thesen, um politische Forderungen zu stellen, die etwa Behinderten ihre Rechte beschneiden, darf nicht auf Stillhalteparolen und die Hoffnung setzen, es werde von selbst alles wieder besser werden. fo

Zeichen

Der Papst und die Muslime

In seinem Ende 1994 veröffentlichten Apostolischen Schreiben zur Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000 (vgl. HK, Dezember 1994, 603 ff.) bezeichnete Johannes Paul II. die Zeit unmittelbar vor dem Jahr 2000 als „großartige Gelegenheit“ für den interreligiösen Dialog: „In diesem Dialog sollen die Juden und die Muslime einen hervorragenden Platz einnehmen. Gebe Gott, daß man zur Besiegelung dieser Absichten auch gemeinsame Begegnungen an Orten zustande bringen kann, die für die großen monotheistischen Religionen Bedeutung haben.“

Ob es zu solchen Begegnungen in Bethlehem, Jerusalem oder auf dem Sinai im Jahr 2000 kommt, ist derzeit noch nicht abzusehen. Daß dem Papst das Verhältnis der katholischen Kirche zu den „abrahamitischen“ Religionen Judentum und Islam sehr am Herzen

liegt, steht aber außer Zweifel. Es ist gerade zehn Jahre her, daß Johannes Paul II. als erster Papst die Synagoge in Rom besuchte und damit ein eindrucksvolles Zeichen für die Wende im katholisch-jüdischen Verhältnis seit dem Zweiten Vatikanum setzte. Jetzt flog der Papst am 14. April zu einem *Kurzbesuch nach Tunis*, um in einem fast rein islamischen Land zum Dialog zwischen Christen und Muslimen und zum Gewaltverzicht in der Region aufzurufen.

Ursprünglich war der Abstecher nach Tunesien als Teil der Afrikareise Johannes Pauls II. im September letzten Jahres geplant. Er kam seinerzeit nicht zustande, weil man sich nicht rechtzeitig über das Besuchsprogramm einigen konnte. Als einziges rein islamisches Land mit christlicher Minderheit hatte der Papst bisher *Marokko* besucht. Der fünfständige Aufenthalt im nordafrikanischen Königreich im August 1985 beinhaltete ein Treffen Johannes Pauls II. mit muslimischen Jugendlichen im Stadion von Casablanca. König Hassan hatte 1984 in einem Brief der katholischen Kirche formell die „öffentliche und freie Ausübung ihrer Tätigkeit“ zugesagt.

Wie in Marokko und Algerien bilden auch im östlichsten Maghrebland Tunesien die Katholiken nur eine verschwindend kleine Minderheit, die fast ausschließlich aus Ausländern besteht. An der Spitze des das ganze Land umfassenden Bistums Tunis mit seinen 18 000 Gläubigen steht seit 1992 der in Jordanien geborene Araber *Fouad Twal*; die übrigen Bischöfe im Maghreb sind gebürtige Europäer.

Eine Begegnung mit der muslimischen Bevölkerung stand nicht auf dem Programm des Papstbesuchs in Tunesien; zum Gottesdienst in der Kathedrale von Tunis waren nur Gläubige mit ausländischem Paß zugelassen. Der Gottesdienst wurde auch nicht im tunesischen Fernsehen übertragen. Insgesamt spielte sich der zehnstündige Aufenthalt Johannes Pauls II. unter Ausschluß der Öffentlichkeit ab.

In Tunesien arbeitet ein „Groupe de Recherches Islamo-Chrétiennes“ an

Grundsatzfragen des christlich-islamischen Verhältnisses. Johannes Paul II. würdigte bei seinem Besuch jetzt die entsprechenden Gespräche und Studienprojekte und nannte als oberstes Gebot des christlich-islamischen Dialogs, beide Seiten sollten sich besser kennenlernen und auch in ihren unterschiedlichen Positionen akzeptieren. Die Religionen, so der Papst beim Treffen mit dem tunesischen Präsidenten *Ben Ali*, müßten das Gewissen der Gesellschaft sein, ethische Prinzipien einfordern und für Menschenwürde und Lebensschutz, besonders aber für die Armen und Bedürftigen eintreten.

Eindringlich fiel auch diesmal die Absage Johannes Pauls II. an die Gewalt aus: „Niemand darf im Namen Gottes töten, niemand darf sich erlauben, einen Bruder umzubringen.“ Im Hintergrund standen hier nicht zuletzt die Verhältnisse im Nachbarland *Algerien*, wo seit Beginn der Auseinandersetzungen mit der „Islamischen Heilsfront“ auch etliche Priester und Ordensschwwestern dem Terror zum Opfer gefallen sind.

Nicht nur die Wirkungsmöglichkeiten der katholischen Minderheiten in Ländern wie denen des Maghreb sind begrenzt. Auch der christlich-muslimische Dialog insgesamt ist und bleibt ein schwieriges, immer von Rückschlägen bedrohtes Unterfangen. Es bleibt nur der Weg der unspektakulären Zusammenarbeit vor Ort und das immer neue Bemühen um gegenseitiges Verständnis. Auf diesem Hintergrund war der Papstbesuch in Tunesien ein sinnvolles Zeichen. ru

Bedingungslos

Ein subtiles Plädoyer gegen die Todesstrafe

Bei dieser Vorlage, diesem Thema und der erklärten Absicht des Regisseurs hätte es reichlich Möglichkeiten gegeben, aus dem Film ein rührseliges